Erkenntnisreiches Scheitern

M.

Ullmann

München

Dr. Marcella Ullmann, Marienplatz 3, D-80331 München (Deutschland)

Das Ziel jeglicher wissenschaftlicher Arbeit ist – unabhängig von Fach und Ausrichtung – stets der wissenschaftliche Fortschritt. Darüber besteht innerhalb der «Scientific Community» ein breiter Konsensus. Keine Übereinstimmung herrscht dagegen bei der Ansicht, was unter dem Begriff des wissenschaftlichen Fortschritts konkret zu verstehen ist. Selbst in den Naturwissenschaften, denen man einen höheren Grad an Exaktheit zuschreibt, ist diese Frage nicht eindeutig geklärt. Karl Popper definierte in seiner «Logik der Forschung» den wissenschaftlichen Fortschritt als einen Weg, «...zu Theorien fortzuschreiten, die uns mehr und mehr sagen – zu Theorien von immer grösserem Gehalt». Diese Überlegungen führten, wie er dazu einige Jahre später retrospektiv vermerkte, «zu einer Erkenntnistheorie, der zufolge der wissenschaftliche Fortschritt nicht darin bestand, Beobachtungen anzuhäufen, sondern darin, weniger gute Theorien zu stürzen und durch bessere zu ersetzen». Dieses erkenntnistheoretische Konzept setzte sich seitdem als Standardmethode in den meisten Wissenschaftsdisziplinen durch. In Poppers Sinne hat also jegliche wissenschaftliche Arbeit vor allem ein Ziel – etablierte Theorien zu falsifizieren. Genau das scheint aber der Medizin besonders schwer zu fallen. In keiner anderen Disziplin werden laufend so viele Daten erarbeitet, ohne dass sich daraus entsprechende Rückwirkungen auf die zugrundeliegende Theorie ergeben würden, wie in der forschenden Medizin. Nicht selten vollzieht sich sogar der im Popperschen Sinne definierte wissenschaftliche Fortschritt in der Empirie schneller als in der Theorie. Das in den Naturwissenschaften sonst übliche Verhältnis zwischen Wissenschaft und Technik kehrt sich in der Medizin daher gelegentlich um. Das kann beklagt oder als Vorteil empfunden werden, für beide Auffassungen gibt es einige triftige Gründe. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte sprechen allerdings eher für eine positive Bewertung dieses Umkehrphänomens. Nicht nur in der Patientenversorgung, sondern auch bei der Formulierung wissenschaftlicher Fragestellungen half in letzter Zeit die «Erfahrungsmedizin» wiederholt, die drohende Erstarrung der «Schulmedizin» zu überwinden.

Paradoxerweise war es ausserdem ausgerechnet die empirische Medizin, die immer wieder wissen wollte, was eigentlich «Gesundheit» ist, während sich die konventionelle medizinische Wissenschaft für diese zentrale Kategorie nicht zu interessieren schien. Vielmehr begnügte sie sich mit einer – zugegebenermassen immer differenzierteren – empirischen Darstellung von «Krankheit». Die komplizierte Beziehung zwischen empirischen und theoretischen Ansätzen in der Medizin wurde auf diese Weise um eine besonders problematische Variante reicher: um die voneinander losgelösten Betrachtungen der beiden wichtigsten humanmedizinischen Kategorien. Solange es daher der Forschung nicht gelingt, diese Trennung wieder aufzuheben, solange wird sie kaum in der Lage sein, eine komplexere Theorie zu bilden, folglich auch einen wissenschaftlichen

Fortschritt im Sinne der Popperschen Erkenntnistheorie zu erzielen. Die ausschliessliche Krankheitszentrierung der heutigen Forschung hat nicht nur praktische, sondern auch methodologische Folgen. Für eine Reihe von Fragestellungen und Problemen stehen gegenwärtig keine adäquaten Forschungsmodelle zur Verfügung. Auch die heute als der höchste Standard geltende Form einer klinischen Untersuchung – die randomisierte und doppelblind kontrollierte Studie – erweist sich immer häufiger als äusserst begrenzt. Gerade sie ist bei differenzierteren Fragestellungen oft zum Scheitern verurteilt, da sie entweder zu Ergebnissen führt, die ausserhalb der Prüfungssituation keine Entsprechung finden, oder von vornherein an der Durchführbarkeit scheitert.

Ein geradezu exemplarisches Beispiel hierfür bietet der Zwischenbericht von I. Gerhard zu ihrer Studie über «Homöopathie versus konventionelle Therapie bei weiblicher Unfruchtbarkeit» (S. 262 dieser Ausgabe). Das Scheitern der Studie ist möglicherweise erkenntnisreicher, als es ihr etwaiges Gelingen wäre. Trotzdem gelang es dem Forscher-Team nicht, eine entsprechende Anerkennung zu erhalten. An der rigiden Methodologie darf offenbar im Augenblick keiner rütteln. Das zuständige Gutachtergremium jedenfalls war nicht bereit, für ein geändertes Design Forschungsmittel zu bewilligen.

Dazu lässt sich mit Karl Popper lediglich vermerken: «Unsere Furcht vor einer teilweisen Kritik des geistigen Erbgutes kann die Zerstörung des Ganzen zur Folge haben.»

KAKGEM

© 1997 S. Karger GmbH, Freiburg Fax (07 61) 4 52 07 14 <http://www.karger.ch>